Zeitschrift: ASMZ : Sicherheit Schweiz : Allgemeine schweizerische Militärzeitschrift

Herausgeber: Schweizerische Offiziersgesellschaft

Band: 130 (1964)

Heft: 8

Artikel: Die österreichisch-ungarische Heeresleitung 1914

Autor: Lengyel, Béla von

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-41438

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Und dann kommt das andere: Wir müssen herb und streng sein, wo wir Forderungen durchzusetzen haben; aber in eben dem Moment, wo unsere Forderung nun den einzelnen trifft, hängt ihre Durchschlagskraft so überaus davon ab, ob er sie als feindlich oder als freundwillig empfinde. Das hat nichts mit ihrer Intensität, das hat nur mit ihrer Wirkensart zu tun. Da erweist sich nun abermals die Überlegenheit dessen, der aus dem Hellen heraus verlangt und handelt. Wir haben viele Zeugnisse für die bedrängende Art, mit der Ulrich Wille Menschen zu ergreifen vermochte. Und ihr allgemeinstes Kennzeichen wird dieser Geist des Hellen sein, der so nahe Gemeinschaft hat mit dem Geist der Güte.

Das Werk will und muß dem Tag gerecht werden. Es erfüllt seine Bestimmung unter den Bedingungen der Gegenwart. Es wird in einer Gemeinschaft, die nicht dem Untergang nahe ist, aufgenommen, weitergetragen, gewandelt. Es bleibt, wenn es stichhaltig war, dann irgendwo eingereiht in die Kette der verdienstlichen Leistungen. Spätere werden es nur noch andeutend aus seinen Folgerungen begreifen und würdigen. Das Bild der Persönlichkeit ist durch kein späteres zu ersetzen; denn kein anderes, und wäre es das bedeutendste, ist ihm ähnlich. Das bleibende Vermächtnis, das einer der Heimat lassen kann, ist die Spur seines Dagewesenseins. Ulrich Willes Nachleben hat manche gute Verheißung als Vorausreiter.

Die österreichisch-ungarische Heeresleitung 1914

Von Feldmarschalleutnant a. D. Béla von Lengyel

Vor 50 Jahren, am 28. Juni 1914, fielen die tödlichen Schüsse der serbischen Attentäter auf das österreichisch-ungarische Thronfolgerpaar in Sarajewo und lösten den Weltkrieg 1914 bis 1918 aus. Die Ursachen dieses Weltbrandes liegen viel tiefer zurück und sind recht mannigfaltig. Wir wollen uns aber hier nicht mit den politischen Hintergründen dieser Epoche befassen, sondern versuchen, die Entschlüsse der österreichisch-ungarischen Heeresleitung in militärpolitischer und operativer Hinsicht mit dem Abstand von einem halben Jahrhundert zu analysieren.

Voll Begeisterung für den Kampf um den Bestand der Monarchie zogen die Truppen des österreichisch-ungarischen Heeres opferfreudig und pflichtbewußt ins Feld. Die Blüte dieser schönen Armee verblutete, ohne den Sieg an ihre Fahnen knüpfen zu können. Nicht die Truppen – in deren Reihen ich als junger Zugführer und Kompagniekommandant die Ehre hatte zu kämpfen – tragen hiefür die Verantwortung, sondern die Führung. Nur schwer konnte ich mich zu dieser Studie durchringen, denn ich befürchtete, sie könnte dem Andenken dieser ehemaligen Armee in ihrer Gesamtheit schaden. Dann sah ich aber ein, daß, je objektiver ich meine Betrachtungen wiedergebe, um so mehr Gewinn jene Armee und mit ihr alle ihre braven, heute schon hochbejahrten Krieger haben, die damals mutig und tapfer in den Kampf gezogen sind.

Die Ereignisse jener kritischen Tage lassen sich kurz wie folgt zusammenfassen: Am 23. Juli, nach den polizeilichen Untersuchungen in Sarajewo, wurde der serbischen Regierung in Belgrad eine auf 48 Stunden befristete energische Note – kein Ultimatum – wegen der aufgedeckten großserbischen Umtriebe auf dem Hoheitsgebiete der Monarchie überreicht[1]. Die am 25. Juli um 18 Uhr erteilte Antwort betrachtete das österreichisch-ungarische Außenministerium in Wien als unbefriedigend, und die diplomatischen Beziehungen mit Belgrad wurden sofort abgebrochen. Gleichzeitig wurde in Wien die Mobilisierung für den «Kriegsfall Balkan» – sie betraf 8 Korps und 3 Kavalleriedivisionen – angeordnet und zum ersten Mobilmachungstag der 28. Juli bestimmt. An diesem Tage um 11 Uhr wurde der serbischen Regierung der Kriegszustand telegraphisch über Bukarest notifiziert. Rußland begann am 25. Juli die Mobilisierung seiner westlichen Militärbezirke, worauf am 31. Juli in Wien aus Gründen der Sicherheit die «allgemeine Mobilisierung» mit dem 4. August als erstem Mobilmachungstag und der Aufmarsch gegen Rußland angeordnet wurde. In Berlin wurde die «allgemeine Mobilmachung» am 1. August befohlen und gleichzeitig Rußland der Krieg erklärt. Am 3. August folgte die Kriegserklärung an Frankreich, am 4. August an Belgien. England erklärte darauf am 4. August Berlin den Krieg, und am 5. August überreichte die Monarchie Rußland die Kriegserklärung. Frankreich und England erklärten der Monarchie erst am 12. August den Krieg.

Die durch diese Entscheidungen geschaffene politische Lage bildete für die Doppelmonarchie den Rahmen zu ihrem größten und letzten Waffengang. Ihre beiden Verbündeten – Italien und Rumänien – lehnten den Eintritt des «casus foederis» ab und blieben neutral. Für die Monarchie war es noch immer besser, zwei unzuverlässige Verbündete in der Nachbarschaft zu haben als zwei erklärte Feinde.

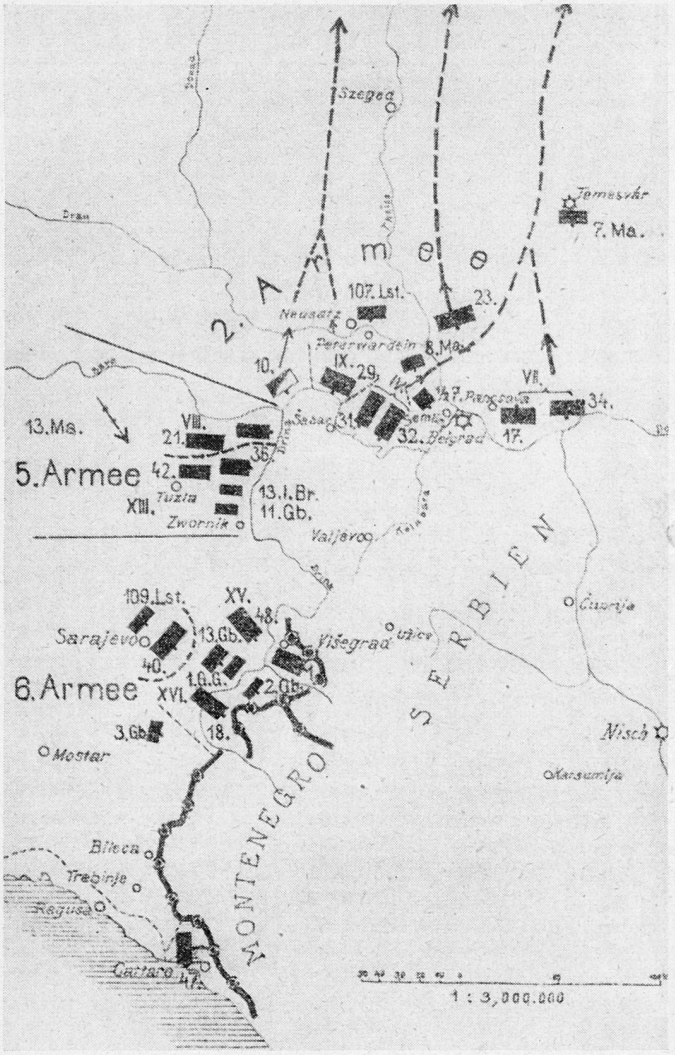
Die Krise von 1914 fand das österreichisch-ungarische Heer organisatorisch in einem kritischen Zustand. Seine Artillerie war in Umarmierung und Vermehrung begriffen. Mit Ausnahme der 8-cm-Feldkanone und der Gebirgsgeschütze war das Geschützmaterial veraltet. Wohl verfügte es über einige prächtige motorisierte Mörserbatterien 30,5 cm, aber die wichtigsten 10- und 15-cm-Haubitzen waren keine Rohrrücklaufkonstruktionen, mit einer maximalen Schußweite von 5500 m. Dann war man im Übergang vom drei- auf den zweijährigen Präsenzdienst, bei Erhöhung der Rekrutenkontingente, um so die personellen Voraussetzungen zur Aufstellung von Reservedivisionen im Kriegsfalle vorzubereiten. Alles in allem wäre die Monarchie schon nach 4 bis 5 Jahren militärisch bedeutend kräftiger dagestanden.

Der Chef des österreichisch-ungarischen Generalstabes, General der Infanterie Freiherr von Conrad, hatte sich indes im Ministerrat am 7. und 19. Juli und vor dem Monarchen nicht zu überwinden verstanden und die damaligen vorübergehenden Schwächen des Heeres, welches zur Zeit nur für einen Waffengang am Balkan, nicht aber für einen Zweifrontenkrieg gleichzeitig gegen Rußland und Serbien und noch weniger für einen europäischen Krieg geeignet war, aufzudecken. Graf Berchtold, dem Vorsitzenden des gemeinsamen Ministerrates, waren die Probleme des Zweifrontenkrieges nicht unbekannt. Im Jahre 1912 führte ihm einer der fähigsten Generäle und damaliger österreichisch-ungarischer Kriegsminister, General der Infanterie von Auffenberg, aus, daß ein gleichzeitiger Krieg am Balkan und gegen Rußland von der Monarchie militärisch nicht zu lösen sei. General der Infanterie von Conrad hätte unumwunden, wie 1870 einer seiner Amtsvorgänger, Feldzeugmeister von Kuhn, es getan

[1] Die 1910 von Serben bewohnten Gebiete der Monarchie waren: Bosnien mit 1,1 Millionen, Kroatien mit 650000 und Südungarn mit 460000. Letztere beide waren Nachkommen von Flüchtlingen der Türkenkriege oder waren nach diesen im 18. Jahrhundert dort an der «Militärgrenze» angesiedelt worden.

hat, die momentanen schwachen Seiten des österreichisch-ungarischen Heeres aufdecken müssen. Damit hätte er den objektiven, später oft verdreht ausgelegten Standpunkt des ungarischen Ministerpräsidenten, Graf Stefan Tisza, weitgehend untermauert und ihm eventuell zum Durchbruch verholfen. Graf Tisza wollte nämlich gegen Serbien zwar hart vorgehen, ihm aber keine unerfüllbaren Bedingungen aufbürden, um keinen Krieg zu provozieren, weil ein Angriff auf Serbien – meinte er – die Intervention Rußlands und somit den europäischen Krieg heraufbeschwören würde. Diese Bedenken hatte Tisza in einem Memorandum zusammengefaßt und am 9. Juli dem Monarchen unterbreitet.

Es ist unverständlich, wie optimistisch das Außenministerium und der Chef des Generalstabes, der seit 1908 stets mit dem Eingreifen Rußlands in einen am Balkan entstehenden Konflikt der Monarchie gerechnet hatte, die außenpolitische Lage im Juli 1914 verkannt und beurteilt haben. So wurden die Mobilisierung und der Aufmarsch für den Balkan am 25. Juli angeordnet, zu einem Zeitpunkt, als die Erklärung des russischen Außenministers Sassonow vom 24. Juli in Wien schon bekannt war. Sassonow



Skizze 1. Der österreichisch-ungarische Aufmarsch auf dem Balkan, 12. August 1914. Der Abtransport nach Galizien begann: 10. Kavalleriedivision am 12. August, Stab des IX. Korps, 23. Honvédinfanteriedivision und VII. Korps am 19. August, IV. Korps am 30. August. Das VIII. Korps und die 29. Infanteriedivision gehörten zwar der «B»-Staffel an, sind aber auf dem Balkan geblieben.

Abkürzungen: I. Br. = Infanteriebrigade, Gb. = Gebirgsbrigade, Ma. = Marschbrigade, Lst. = Landsturmbrigade.

sagte, «der Zar würde keinesfalls aggressive Handlungen gegen Serbien dulden». Damit mußte für jeden Einsichtigen klar sein, daß der Konflikt sich nicht auf Wien und Belgrad lokalisieren lasse und daß der Ausbruch eines europäischen Krieges, in welchem Rußland gegen die Monarchie stehen würde, nur noch die Frage von einigen Tagen sei. Am Ballhausplatz aber schenkte man den russischen Äußerungen wenig Gehör und verließ sich auf Berlin. Man glaubte, daß Deutschland die Russen in Schach halten und, wie dies 1912 geschah, Rußland schließlich doch nachgeben werde.

So ergab es sich denn, daß das österreichisch-ungarische Heer *vorerst* gemäß dem reinen «Kriegsfall Balkan» mit der «Minimalgruppe B» aufmarschierte (vergleiche Skizze 1), nämlich mit

- der 6. Armee (5 Infanteriedivisionen) östlich von Sarajewo,
- der 5. Armee (4 ½ Infanteriedivisionen) an der unteren Drina und mit der «B-Staffel» als Verstärkung,
- der 2. Armee (6 ½ Infanteriedivisionen) an der unteren Save und an der Donau östlich von Belgrad.

Später, mit Eintreten des «Kriegsfalles Rußland», marschierte in Galizien die «A-Staffel» auf (vergleiche Skizze 2), und zwar

- die Armeegruppe General Kummer (3 Landsturm-Infanteriedivisionen mit Artillerie und 1 Kavalleriedivision) bei und östlich von Krakau an der Weichsel,
- dann die 1. Armee (9 Infanterie- und 2 Kavalleriedivisionen) am unteren San,
- weiters die 4. Armee (9 Infanterie- und 2 Kavalleriedivisionen) am San nördlich von Przemysl,
- die 3. Armee (8 ½ Infanterie- und 3 Kavalleriedivisionen) bei und südwestlich von Lemberg.

Die Armeegruppe General von Kövess (6 Infanterie- und 3 Kavalleriedivisionen) übernahm zwischen Czernowitz und Tarnopol die Aufgaben der noch an der Donau und der Save befindlichen, für den Kriegsfall Rußland aber nach Galizien bestimmten 2. Armee («B-Staffel»). Diese traf erst zwischen dem 24. August und dem 5. September in Galizien ein, da Teile von ihr gegen Serbien entgegen den Intentionen des Armeeoberkommandos eingesetzt werden mußten (vergleiche Skizze 2).

Fachleute betrachten den österreichisch-ungarischen Aufmarsch von 1914 mit kritischen Augen, da er trotz der drohenden russischen Gefahr zunächst zwei Fünftel des österreichisch-ungarischen Heeres gegen das kleine Serbien und Montenegro zum Einsatz brachte. Jeder Operationsplan gegen Serbien mußte mit anderen Kriegsfällen, vor allem mit Rußland, rechnen. Dabei ergaben sich mehrere Alternativen: Es konnte ein Krieg mit Serbien beginnen, in den sich Rußland erst später einmischte, oder ein Krieg konnte mit Italien entstehen, dem sich Serbien anschlösse, oder ein Krieg konnte mit Serbien und Rußland gleichzeitig oder nahezu gleichzeitig beginnen. Die Ereignisse von 1914 lassen nicht erkennen, daß für den Übergang vom «großen Aufmarsch Kriegsfall Balkan» auf den «Minimalfall Balkan» – weil Rußland eingriff – Pläne im österreichisch-ungarischen Generalstab ausgearbeitet waren.

Niemand als das Außenministerium und der Generalstab in Wien wußten besser, daß es mit dem Mordtag von Sarajewo, dem 28. Juni, mit Serbien zum Krieg kommen werde und daß es mit Rußland voraussichtlich ebenfalls zum Krieg kommen könne. Bis zum 25. Juli war also genügend Zeit gegeben, die Operationspläne zu überprüfen. Diese Überprüfung im Eisenbahnbüro des Generalstabes dürfte eisenbahntechnisch nicht ganz einwandfrei gewesen sein. Sonst hätte General der Infanterie von Conrad dem Außenminister am 26. Juli nicht den 4. oder 5. August als die letzte Frist bezeichnet, in der es noch möglich sei, die Umleitung

der «B-Staffel» (2. Armee) nach Galizien durchzuführen. Am 28. Juli bezeichnete er schon den 1. August als den letzten Zeitpunkt hiefür; wie sich aber gezeigt hat, war es an diesem Tage auch schon zu spät.

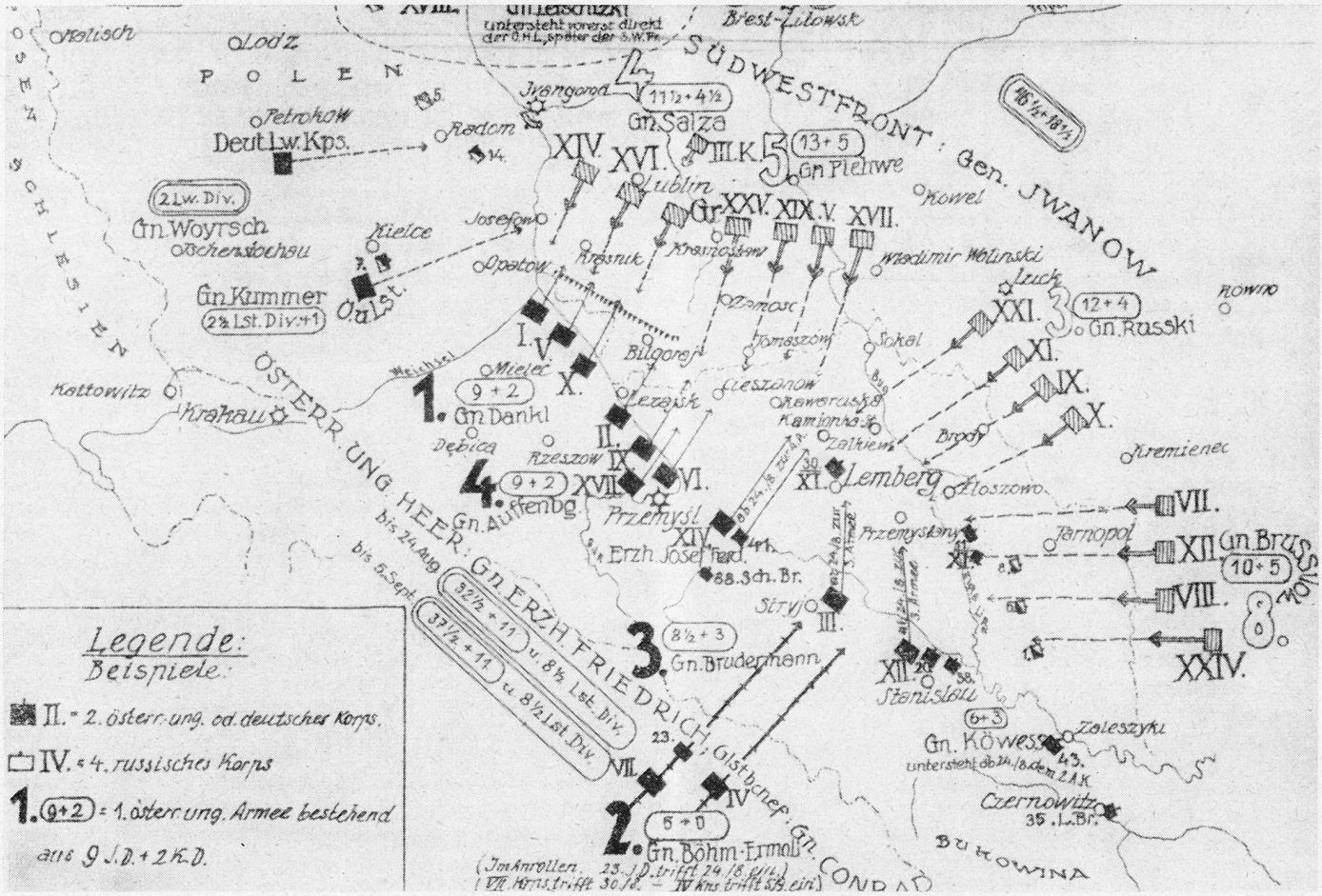
Der Aufmarsch von zwei Fünfteln des österreichisch-ungarischen Heeres gegen das kleine Serbien, als Rußland schon mobilisierte, läßt vermuten, daß die österreichisch-ungarische Heeresleitung noch keinen Plan hatte. Die Absicht des Chefs des Generalstabes, die Operationen gegen Serbien selbst zu leiten – das Stabshauptquartier wurde in Kamenitza bei Peterwardein vorbereitet –, brachte es wohl mit sich, daß es beim «großen Balkanaufmarsch» mit der 2., 5. und 6. Armee blieb, obzwar Rußlands Verhalten zwischen dem 25. und 31. Juli, worüber konkrete, verläßliche Meldungen in Wien vorlagen, dringend eine Änderung verlangte.

Diese Entwicklung läßt sich damit erklären, daß der Chef des Generalstabes gehofft hat, Serbien noch vor dem zu gewärtigenden Eingreifen Rußlands niederzuwerfen, um dann alle Kräfte gegen Rußland einzusetzen. Deshalb blieb es beim Aufmarsch der 2. Armee gegen Serbien, obwohl ihre Divisionen schon am sechsten Mobilmachungstage, also vom 28. Juli an gerechnet am 2. August, marschbereit waren und von diesem Tag an den Bahntransport antraten. Die Umleitung dieser Divisionen nach Galizien hätte in den ersten Augusttagen ohne Schwierigkeiten um so besser durchgeführt werden können, als die Divisionen der vom 4. August an mobilisierten und nach Galizien zu führenden «A-Staffel» den Eisenbahntransport planmäßig erst am dritten beziehungsweise am siebenten Mobilmachungstag, also am 7. beziehungsweise am 11. August, anzutreten hatten[2]. Die «B-Staffel» (2. Armee) hatte in ihrer Marschbereitschaft daher vor der «A-Staffel» einen Vorsprung von 4 Tagen. Die Transporte der «B-Staffel» hätten vor die «A-Staffel» hineingeschoben gehört, damit sie in den 4 Tagen nach Galizien abrollen konnten. Die Karpatenbahnen über Körösmezö, Lawoczne, Sianki mit je 13, jene über Mezölaborcz–Lupkow mit 25 Militärzügen pro Tag hätten mit rund 220 Zügen die 2. Armee in den 4 Tagen leicht in den Raum Stanislau-Stryj gebracht. Als dann am 31. Juli die russische Mobilisierung erfolgte und im österreichisch-ungarischen Generalstab der Wandel im Entschluß eintrat, die «B-Staffel» (2. Armee) doch nach Galizien zu führen, lehnte der Chef des Feldtransportwesens die Verantwortung im Hinblick auf gefährliche Verkehrsstörungen im Aufmarsch das Umleiten der nach Süden rollenden Transporte der 2. Armee nach Galizien ab.

Dieser falschen Auffassung ist es zuzuschreiben, daß die 2. Armee bei der Offensive gegen Serbien vom 14. August an nicht voll mitwirkte, in Galizien zur Entscheidung zu spät, zwischen dem 24. August und dem 5. September, eintraf und nicht einheitlich eingesetzt wurde. Die These von Generalfeldmarschall von Moltke dem Älteren, «ein im Aufmarsch gemachter Fehler kann im Laufe des Feldzuges kaum wiedergutgemacht werden», hat sich hier leider bewahrheitet.

Es wäre wohl angezeigt gewesen, die 2. Armee, da sie ohnehin schon an der Save und der Donau aufmarschiert war, zu einem kräftigen Schlage gegen Serbien zusammen mit der 5. und 6. Armee einzusetzen. Damit wäre die Sühne für Sarajewo für Serbien vollstreckt worden, was der eigentliche Zweck der

[2] Die vorgeschriebenen Marschbereitschaftszeiten waren: Kavalleriedivisionen am dritten, Infanteriedivisionen am siebenten, Marschbrigaden (zweite Linie) am zehnten Tag, Landsturmbrigaden (dritte Linie) am vierzehnten Mobilmachungstag.



Skizze 2. Aufmarsch gegen Rußland.

österreichisch-ungarischen Politik war. Man hätte Bulgarien fürs Mitmachen gegen Serbien gewonnen, und auch Rumänien hätte positiv umgestimmt werden können.

Was geschah aber auf dem Balkan, wo den Oberbefehl der dem Monarchen unmittelbar unterstellte Feldzeugmeister Oskar Potiorek führte? Es wurde ein mit Zustimmung des Armeeoberkommandos übereilter, zeitlich und räumlich nicht abgestimmter allgemeiner Angriff der 5. Armee am 12. August über die untere Drina auf Valjevo, der 2. Armee am 14. August bei Sabac über die Save angesetzt. Diesem schloß sich die 6. Armee über die obere Drina aber erst am 17. August in der Richtung auf Uzice an. Nach achttägigen schweren und verlustreichen Kämpfen mußten alle drei Armeen, nachdem sie einzeln von den Serben abgewehrt worden waren, hinter die erwähnten Flüsse zurückgenommen werden. Das niederdrückende Gefühl, zwecklos gekämpft zu haben, lastete schwer auf den Truppen.

Um zu resümieren: Man hatte gehofft, daß der Krieg auf Serbien und die Monarchie lokalisiert bleibe, mobilisierte deshalb zwei Fünftel des österreichisch-ungarischen Heeres, um Serbien rasch in die Knie zu zwingen. Als sich Rußland sofort hinter Serbien stellte, wollte der österreichisch-ungarische Generalstab Serbien erledigen, bevor Rußland mit Übermacht auftreten konnte. Es handelte sich also um die verkleinerte Süd-Nord-Ausgabe des deutschen Kriegsplanes. Als es sich zeigte, daß Rußland die Zeit seit Sarajewo nicht unausgenützt verstreichen ließ und seine modernisierten Eisenbahnen den Aufmarsch rascher als erwartet bewältigen konnten, beschloß der österreichisch-ungarische Generalstab, die 2. Armee nach Galizien zu werfen. Die so geschwächten Balkanstreitkräfte – immerhin 11 ½ Infanteriedivisionen – hatten aber dennoch Serbien anzugreifen, und zwar in einer sehr schwierigen und wenig wirkungsvollen Richtung. Hiezu waren die Kräfte Feldzeugmeister Potioreks zu schwach, für die Abwehr aber zu stark, während man in Galizien mit ungenügenden Kräften um die Entscheidung zu ringen hatte.

Wie stand es aber mit dem deutsch-österreichisch-ungarischen gemeinsamen Operationsplan?

Während 6 Wochen, vom Operationsbeginn im Westen gerechnet, sollte die Monarchie – so hatten General der Infanterie von Conrad und Generaloberst von Moltke der Jüngere in den Jahren vor 1914 vereinbart – sich gegen Rußland allein behaupten und den Hauptstoß der Russen auffangen. Nur geringe deutsche Kräfte, zunächst 12 bis 14 Infanterie- und 1 Kavalleriedivision, sollten Ostpreußen verteidigen. Nach der Entscheidung gegen Frankreich sollten dann starke Kräfte nach dem Osten geworfen werden. Mit anderen Worten hieß das, daß General der Infanterie von Conrad vom 12. September an mit der Heranführung und dem Einsatz von starken deutschen Kräften rechnen konnte, vorausgesetzt, daß es bis dahin gelang, Frankreich niederzuwerfen.

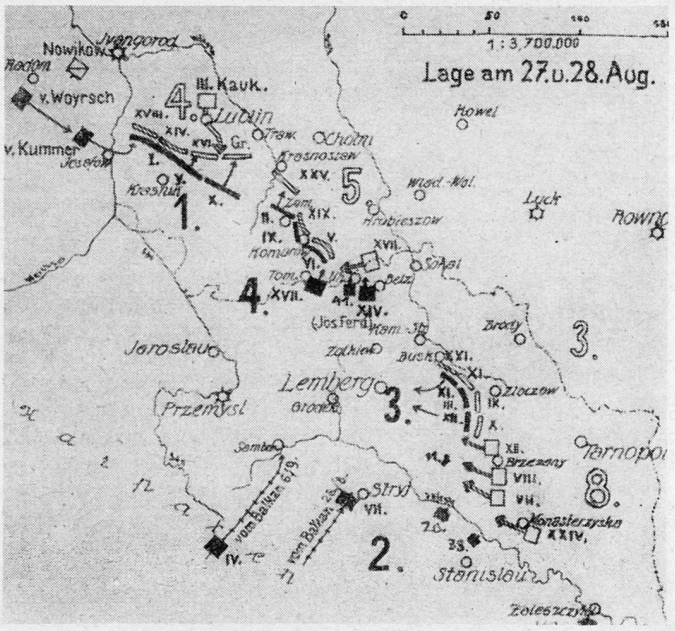
General der Infanterie von Conrad wartete aber nicht ab, ob die große deutsche Offensive im Westen gelinge, sondern nahm den Kampf gegen die Russen derart auf, daß die Entscheidung schon am 10. September gefallen war, aber leider zuungunsten des österreichisch-ungarischen Heeres. Selbst nach einem glänzenden deutschen Sieg an der Marne hätten die eiligst vom Westen nach dem Osten geworfenen deutschen Armeen nur mehr das in den Schlachten von Lemberg stark ramponierte österreichisch-ungarische Heer angetroffen.

Wie konnte es aber so weit kommen?

General der Infanterie von Conrad setzte am 22. August zum «allgemeinen Angriff nach Norden» die 1. Armee (General Dankl) auf Lublin, die 4. Armee (General von Auffenberg) auf Cholm an, obzwar schon an diesem Tage alarmierende Nachrichten über den Vormarsch von sehr starken russischen Kräften – im Armeeoberkommando schätzte man sie vorerst auf 10 Divisionen – aus östlicher Richtung über Trembowla, Tarnopol, Brody vorlagen. Die 3. Armee (General Brudermann) und die Armeegruppe General Kövess hatten diese Russen zurückzuwerfen, um dann selbst, frei geworden, sich dem Vormarsch nach Norden anzuschließen. Die 3. Armee, die noch 3 Divisionen (Gruppe Erzherzog Josef Ferdinand) der 4. Armee abzugeben hatte, stieß am 25. August von Lemberg auf Zloczow vor und erlitt in den nächsten Tagen nacheinander empfindliche Niederlagen. Die im Vergleich zu den Russen schwächeren 3 österreichisch-ungarischen Armeen stießen also fächerförmig divergierend auseinander in den unermeßlichen russischen Raum, in der Hoffnung, die Russen noch in der Versammlung und im Aufmarsche anzutreffen und zu schlagen. Es war eine Offensive ins Ungewisse. Man griff überall an, obwohl man überall schwach war.

Ob die Kräfteverteilung an der Nordfront ihrem Zweck entsprach, bleibe dahingestellt. Das Schwergewicht lag am Westflügel, hieß es, an der Weichsel bei der 1. Armee mit der Stoßrichtung über Lublin auf Siedlce; die Russen sollten wenn möglich gegen die Sümpfe der Polesie abgedrängt werden. Die 1. Armee war jedoch mit 9 Infanterie- und 2 Kavalleriedivisionen gleich stark wie die östlich anschließende 4. Armee. Um in der entscheidenden Richtung stark zu sein, hätte die 1. Armee mindestens 12 Infanteriedivisionen umfassen müssen. Außerdem wären der Armeegruppe General Kummer statt Landsturm- manövrierfähigere Divisionen des Auszuges zuzuteilen gewesen.

Am 26. August aber, mit der Zuführung der Gruppe Erzherzog Josef Ferdinand (XIV. Korps und 41. Honvédinfanteriedivision), verlagerte sich das Schwergewicht auf die 4. Armee, die eigentlich die Ostflanke des auf Lublin und Siedlce gerichteten Stoßes der 1. Armee hätte abschirmen sollen. Zu dieser Disposition hatte sich das Armeeoberkommando wegen der sich unsicher gestaltenden Lage der 3. Armee schwer entschließen können. In Befehlen und Gegenbefehlen pendelten die Divisionen des Erzherzogs hin und her, bis sie schließlich doch nach Norden abgingen. Die so geschwächte 3. Armee konnte den Ansturm von 7 russischen Korps nicht auffangen, nachdem sie vom Armeeoberkommando zuerst auf Zloczow zum Angriff angesetzt worden und dort gescheitert war (vergleiche Skizze 3).



Skizze 3. Lage am 27. und 28. August.

Es ist unverständlich, wieso die Ostflanke vom Armeeoberkommando derart vernachlässigt wurde. Oder hat sich General der Infanterie von Conrads Augenmerk nur auf Siedlce konzentriert? Es konnten im Armeeoberkommando keine Zweifel hinsichtlich des Aufmarsches der russischen Armeekorps von Rowno, Kiew, Charkow, Simferopol, Odessa, Winnitza bestehen, die alle nach dem Ausbleiben der rumänischen Kriegserklärung an der galizischen Ostgrenze zum Einsatz gelangen mußten. Man wollte den Meldungen des Landesgendarmeriekommandanten von Czernowitz, Oberst Fischer, vom 13. August und des österreichisch-ungarischen Generalkonsuls in Jassy vom 15. August, der sogar die Nummern der an der galizischen Ostgrenze aufmarschierenden russischen Armeekorps in concreto meldete, keinen Glauben schenken. Und statt die von Norden nach Süden laufenden Nebenflüsse des Dnjestrs zu einer defensiven Verteidigung der Ostflanke auszunützen, setzte das Armeeoberkommando die 3. Armee gegen die stark überlegenen Kräfte der Russen zu einem Angriff an. In den an der Strypa, Zlota Lipa usw. schon im Frieden auszubauenden Brückenköpfen, wie Tarnopol, Buczacz, Brzezany usw., hätten die weniger manövrierfähigen Landsturmtruppen eine bessere Verwendung gefunden als in den offenen Feldschlachten.

General der Infanterie von Conrad hat in den kritischen Augusttagen die deutsche Oberste Heeresleitung gemäß den mit Generaloberst von Moltke getroffenen Vereinbarungen wiederholt gebeten, aus Ostpreußen «mit möglichst starken Kräften so bald als nur möglich auf Siedlce vorzustoßen», um die österreichisch-ungarischen Erfolge von Krasnik und Komarow auszunützen. Wie hatte sich aber General der Infanterie von Conrad diesen deutschen Vorstoß vorgestellt, müssen wir uns fragen, da ihm doch bekannt war, daß das deutsche Ostheer vorerst nur 9, dann 11 Infanterie- und 1 Kavalleriedivision zählte, denen 27 russische Infanteriedivisionen mit starker Heereskavallerie gegenüberstanden? Die Deutschen hätten bestenfalls nur 7 bis 8 Divisionen auf Siedlce ansetzen können, die für eine 200 km weite Operation nicht ausgereicht hätten, deren Ostflanke nicht nur zu sichern war, sondern die auch noch die befestigte Narewlinie (Pultusk, Roshan, Lomza usw.) zu durchbrechen hatte.

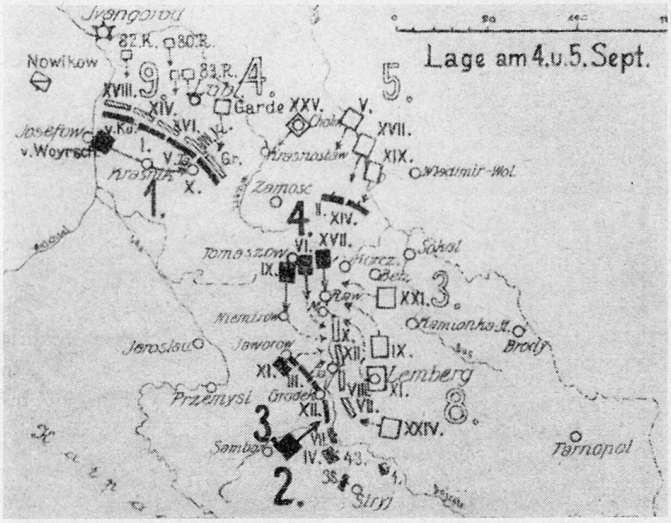
Die Ereignisse vom August 1914 in Galizien und in Ostpreußen lassen erkennen, daß kein klarer gemeinsamer Operationsplan zwischen den Generalstäben Wiens und Berlins bestanden hat. General der Infanterie von Conrad und das deutsche Ostheer, seit 24. August geführt von Generaloberst von Hindenburg, wie auch die deutsche Oberste Heeresleitung operierten auf eigene Faust. In Ostpreußen wartete man den russischen Angriff ab und begnügte sich mit der Verteidigung Ostpreußens, wogegen das österreichisch-ungarische Heer isoliert aus Galizien in den russischen Großraum hinausstürmte.

Hat denn General der Infanterie von Conrad geglaubt, die Russen mit einer großen doppelten Umfassung aus Galizien und aus Ostpreußen heraus im Raume Warschau–Lukow–Siedlce einschließen und schlagen zu können und so den Sieg, ehe das deutsche Westheer nach einem siegreichen Frankreichfeldzug im Osten eintraf, für sich allein zu buchen? Wie hätte diese aus Galizien angesetzte Operation auf Siedlce ausgesehen, deren 200 km lange Ostflanke abzuschirmen und gegen das Festungsdreieck Luck–Dubno–Rowno sowie gegen Brest-Litowsk, aber auch die Westflanke gegen die Festung Iwangorod (Deblin) zu sichern war? Diese Nebenaufgaben hätten etliche Divisionen beansprucht; was wäre dann für die eigentliche Stoßgruppe geblieben?

Die 1. und die 4. Armee wären ganz einfach in die durch die erwähnten russischen Festungen gebildete «Mausefalle» hineingeraten. Kurz gesagt: Für die Siedlce-Operation Conrads reichten die Kräfte der österreichisch-ungarischen Armee nicht aus, insbesondere deshalb nicht, weil Rumänien neutral blieb und so zusätzlich eine ganze russische Armee gegen den österreichisch-ungarischen Südflügel frei wurde, die entlang des Dnjestrs kräftig vorstieß.

Das österreichisch-ungarische Armeeoberkommando hielt aber auch noch am 28. August an seiner Konzeption der Siedlce-Offensive fest, als die 3. Armee bei Zloczow geschlagen und zurückgeworfen wurde. Zu diesem Zeitpunkt setzte die 1. Armee, verstärkt durch die herangezogene Armeegruppe General von Kummer und das deutsche Landwehrkorps General Woyrsch, ihren Angriff fort, wobei sie ihre beiden Flügel auf Lublin einschwenken ließ. Die 4. Armee leitete gleichzeitig bei Komarow eine «Kesselschlacht» mit einer Beute von 15000 Gefangenen und 150 Geschützen ein. Die beiden Armeen kämpften ohne Zusammenhang, wobei ihre inneren Flügel sich voneinander entfernten und dort eine gefährliche Lücke von 30 bis 40 km entstand (siehe Skizze 3).

Die 1. und die 4. Armee hätten noch 3 Tage benötigt, um ihre schwer errungenen Teilerfolge bei Krasnik beziehungsweise bei Komarow zu vollen Siegen auszuweiten. Die Niederlage der 3. Armee aber hat ihnen diese Zeit nicht gelassen. Die 4. Armee mußte der schwer bedrängten 3. Armee zu Hilfe eilen, die am 2. September gezwungen war, Lemberg zu räumen und sich hinter die Teichlinie von Grodek abzusetzen (vergleiche Skizze 4).



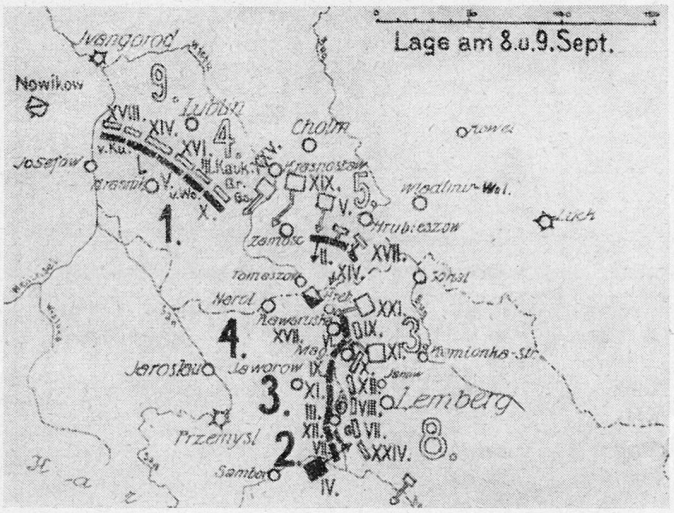
Skizze 4. Lage am 4. und 5. September.

In dieser verzweifelten Lage wurden die Hauptkräfte der bei Komarow siegreichen 4. Armee aus der Nordrichtung um 180° nach Süden, unter Sicherung gegen Norden, abgedreht, um über Rawaruska Lemberg anzugreifen. Selbst dieses gewagte Manöver vermochte die Lage nicht mehr zu retten. Die besten alpenländischen Truppen Österreichs, das Grazer III. und das Innsbrucker XIV. Korps, verbluteten im galizisch-wolhynischen Hügelland. Die Lage verschlimmerte sich noch dadurch, daß starke russische Kräfte, insbesondere Kavalleriekorps, in die zwischen der 1. und der 4., dann zwischen der 3. und der 4. Armee entstandenen 30 bis 60 km breiten Lücken tief eindrangen. Die Trains der 3. und der 4. Armee sowie ihre Munitionskolonnen fielen den Russen zum Opfer. Es entstand ein katastrophaler Mangel insbesondere an Artilleriemunition.

General der Infanterie von Conrad war bereits am 1. September am Ende seiner Wissenschaft angelangt. Er verfügte in dieser tragisch gespannten Lage über keine einzige intakte Division mehr; er hatte alle seine Kräfte innert 8 Tagen verausgabt. Es

blieb ihm nichts anderes übrig, als von der deutschen Obersten Heeresleitung dringend die Zuführung von 2 deutschen Armeekorps in der Richtung auf Przemysl zu erbitten.

Es war kein glücklicher Entschluß des österreichisch-ungarischen Armeeoberkommandos, bis zum 11. September bei Rawaruska–Lemberg in einem aussichtslosen Kampfe auszuharren. Der allgemeine Rückzug hätte schon am 2. September angeordnet werden sollen, als die 3. Armee gezwungen war, Lemberg zu räumen, womit allerdings die Früchte der Erfolge von Krasnik und Komarow strategisch preisgegeben worden wären. Mit einem energischen Rückzug hätte man die Front auf die Flüsse San und Dnjestr sowie an die Karpaten zurücknehmen müssen, um sich so Möglichkeiten zu neuen Initiativen und Operationen zu schaffen. Am 11. September gingen alle 4 Armeen nach großen Opfern und Verlusten moralisch sehr stark angeschlagen zurück. Sie kamen an einer allgemeinen Katastrophe nur sehr knapp vorbei. Es war noch immer ein Glück im Unglück, daß die Russen nicht noch schärfer die Verfolgung ansetzten und durchführten, denn sie hätten dann bedeutenden Teilen des österreichisch-ungarischen Heeres den Rückzug verlegt und dessen Hauptkräfte in die Karpaten abgedrängt. Damit hätten sich den Russen die Wege nach Wien und über den Duklapaß in die ungarische Ebene und nach Budapest geöffnet (vergleiche Skizze 5).



Skizze 5. Lage am 8. und 9. September.

Welche Möglichkeiten hätten bestanden, wenn General der Infanterie von Conrad sich dem gemeinsamen Feldzugsplan sinngemäß angepaßt hätte, der besagte: «Die Monarchie hält 6 Wochen die Russen auf, bis die deutschen Hauptkräfte aus Frankreich eintreffen, um dann mit vereinten Kräften die Entscheidung gegen Rußland herbeizuführen»?

In diesem Rahmen hätte das österreichisch-ungarische Armeeoberkommando folgender Aufgabe gegenübergestanden: Rußland setzte 46 Infanterie- und 18 Kavalleriedivisionen gegen die Monarchie in Bewegung. Gegen diese konnte die Monarchie bis zum 24. August 32 ½ Infanterie- und 11 Kavalleriedivisionen, vom 5. September an 37 ½ Infanterie- und 11 Kavalleriedivisionen entgegenstellen, nebst 15 Landsturm- und 12 Marschbrigaden. Unabhängig vom österreichisch-ungarischen Heer hatten die Deutschen Ostpreußen zuerst mit 13 Infanterie- und 1 Kavalleriedivision gegen 30 russische Infanterie- und 9 Kavalleriedivisionen verteidigt; diese deutschen Kräfte wurden bis Ende August um 5 Infanterie- und 1 Kavalleriedivision verstärkt. Das Verhältnis in Ostpreußen von 30 russischen gegen 18 deutsche Infanteriedivisionen ist bedeutend ungünstiger als in Galizien von 46 russischen gegen 32 beziehungsweise 37 österreichisch-ungarische Infanteriedivisionen, nicht gerechnet die 3 mit Artillerie verstärkten Landsturmdivisionen General Kummers und die beiden mit dem österreichisch-ungarischen Heer operierenden Divisionen des deutschen Landwehrkorps General Woyrschs.

Das deutsche Ostheer hat aber bis 7. September trotz starker russischer Übermacht 2 russische Armeen – jene Samsonows und Rennenkampfs – nacheinander entscheidend geschlagen. Dem österreichisch-ungarischen Armeeoberkommando hätte dies auch gelingen können, zumal die 4 russischen Armeen sich Galizien in wesentlich größeren Abständen näherten. Die Möglickeit, eine von diesen isoliert zu schlagen – die östlich an die Weichsel angelehnte 4. russische Armee war am meisten exponiert und eignete sich hiezu –, war also einer überlegenen Führung gegeben.

Merkwürdigerweise wurde in den Vorkriegsjahren zwischen Deutschland und der Monarchie keine Militärkonvention abgeschlossen, welche konkret die operativen Verpflichtungen nach Kraft, Zeit und Raum für die Vertragspartner umschrieben hätte. Über Siedlce haben Freiherr von Conrad und von Moltke viel gesprochen und persönlichen Briefwechsel geführt. Es scheint aber, daß die beiden Generäle um das Wesen der Frage wie um den heißen Brei herumgegangen sind. Generaloberst von Moltke dachte, daß dieser Vorstoß nur in dem Falle zu erfolgen habe, wenn Rußland gegen Deutschland sich abwartend oder ausgesprochen defensiv verhalte. Anderseits wäre es logisch, anzunehmen, daß der österreichisch-ungarische Generalstab den Feldzugsplan von Siedlce nur im reinen «Kriegsfall Rußland» bei Einsatz des ganzen österreichisch-ungarischen Heeres in Galizien und nicht für den Fall eines Zweifrontenkrieges mit schwächeren verfügbaren Kräften ins Auge gefaßt hat. Dem war aber nicht so. Wie im Balkan mit unterlegenen Kräften, so auch in Galizien, also von der Drina und Save, über die Zlota Lipa, bei Lemberg und Lublin, überall haben die österreichisch-ungarischen Armeen ohne ein markantes Schwergewicht angegriffen.

Die Aufgabe des österreichisch-ungarischen Heeres war, die Hauptkräfte der Russen 6 Wochen lang aufzuhalten, um dann vereint mit den heranzuführenden deutschen Hauptkräften gegen Rußland die Entscheidung zu erzwingen. *Das österreichisch-ungarische Heer hätte seine ersten Aufgaben so lösen müssen, daß es intakt blieb, um später bei der Entscheidung mit voller Kraft mitzuwirken.* Auch politische Überlegungen sprachen hiefür, denn in einem Bündnis hat ein militärisch geschwächter Partner weniger Gewicht.

Mit dem Sommerfeldzug 1914 erreichte die Monarchie gerade das Gegenteil. Ihre Armeen waren stark ramponiert. Sie büßten mehr als einen Drittel ihrer Bestände, an Toten und Verwundeten 250000, an Kriegsgefangenen 100000 Mann, ein und verloren 216 Geschütze; vom moralischen Verlust gar nicht zu reden. Dazu kommen noch die Verluste auf dem Balkan mit 23000 Mann. Der Verlust an Berufsoffizieren und Unteroffizieren war erschütternd. Diese Verluste konnten den ganzen Krieg über nicht mehr wettgemacht werden.

General der Infanterie von Conrad kam erst am 11. September zur Einsicht, wie das österreichisch-ungarische Heer seine Aufgabe richtig hätte lösen müssen, als er sagte: «Der Krieg versprach eine lange Dauer, er sollte durch Zusammenwirken mit den Deutschen entschieden werden, dafür mußten die österreichisch-ungarischen Armeen erhalten bleiben. Deshalb mußten sie auf San und Dnjestr zurückgenommen werden.» Jetzt war es aber schon zu spät. Die österreichisch-ungarische Armee mußte nach dem unglücklichen, kaum dreiwöchigen Sommerfeldzug von den Deutschen gestützt werden; sie konnte den ihr zugefügten seelischen Schaden nur sehr langsam überwinden und ihre Kampfkraft nur schwer wiedergewinnen.

Mußte der Sommerfeldzug 1914 der österreichisch-ungarischen Armee einen so tragischen Ausklang finden, wie er ihn an der Drina und der Save sowie bei Lemberg gefunden hat?

Ich glaube, daß man einen vollen Erfolg von einem Überrennen des schwächeren Feindes, Serbiens, hätte erwarten können. Wenn die 2. Armee schon gegen Serbien aufmarschiert war, hätte sie mit ganzer Kraft dort zum Erzwingen der raschen Entscheidung eingesetzt werden sollen. Die erreichbaren Erfolge unserer dortigen Überlegenheit – mit der 2. Armee an die 17 Infanteriedivisionen – hätten Bulgarien sicherlich zum Eingreifen gegen Serbien auf unserer Seite bewogen, so daß nach einem siegreichen Abschluß des «serbischen Feldzuges» nicht nur die 2., sondern auch die 5. Armee in der sechsten Woche, gleichzeitig mit den nach Osten herübergeworfenen deutschen Hauptkräften, gegen Rußland zur Entscheidung in Galizien hätten eingesetzt werden können.

Inzwischen hätte das österreichisch-ungarische Nordheer, als eine Heeresgruppe, die 6 Wochen gewinnen sollen. Die Russen hätte eine überlegene österreichisch-ungarische Führung durch hinhaltende Kämpfe, unter langsamer Preisgabe von Gelände, bei weitgehender Erhaltung ihrer Kampfkraft, auf gut vorbereitete Stellungen am San und am Dnjestr sowie gestützt auf die Festung Przemysl anrennen lassen. Gegen erkannte Blößen und Schwächen der Russen hätte eine elastische österreichisch-ungarische Führung kurze, kräftige, mit relativer Übermacht geführte Schläge versetzen müssen. Wären schließlich die Russen von Warschau in Richtung auf Berlin vorgestoßen, dann wären ihnen die im Raume Krakau–Tarnow–Czenstochau bereitzuhaltenden starken österreichisch-ungarischen Reserven mit der allgemeinen Richtung auf Lodz in die Flanke gefallen.

Es ist schon immer so gewesen, daß nach einem verlorenen Krieg die Generäle auf die Politiker, die Führung auf die Truppe und vice versa geschimpft und die Verantwortung einander in die Schuhe zu schieben getrachtet haben.

Mit den Schwierigkeiten, die sich aus der staatsrechtlichen Konstruktion der Doppelmonarchie ergaben – Österreich und Ungarn mit ihren eigenen Regierungen und Parlamenten, zusätzlich noch die gemeinsamen Angelegenheiten: Außenpolitik, Finanzen und Verteidigung –, mußten die Politiker und Militärs aber rechnen und mußten sie berücksichtigen. Die militärische Führung hielt der Politik die Knausrigkeit der Parlamente und Delegationen bezüglich des Heeresbudgets vor. Die Mittel, wenn auch nicht in Fülle, waren da, sie wurden aber nicht zweckmäßig verwendet. Die Kriegsmarine und die Kavallerie waren die Lieblingskinder des Thronfolgers Franz Ferdinand. Sie wurden stark bevorzugt. So erhielt zum Beispiel die Kriegsmarine aus dem Rüstungssonderkredit von 525 Millionen Goldkronen des Jahres 1912 300 Millionen. Dabei war diese Flotte für die Verteidigung der Adriaküste zu stark, für offensive Seeoperationen im Mittelmeer aber zu schwach. Als in den ersten Augusttagen, noch vor der französisch-englischen Kriegserklärung an die Monarchie, die «Pontusoperation» im östlichen Mittelmeer hätte durchgeführt werden sollen, war die Flotte nicht einsatzbereit. Ebenfalls gewaltige Summen des Heeresbudgets hat der Ausbau der Befestigungen in Tirol, in Bosnien und der Herzegowina verschlungen, beklagte sich der k.u.k. Kriegsminister. Dafür wurden die Befestigungen auf dem Hauptkriegsschauplatz vernachlässigt und die Karpatenpässe nicht gegen Überrumpelungen gesichert.

Die Umbewaffnung und Modernisierung der Artillerie zog sich nicht nur wegen Geldmangels in die Länge, sondern auch deshalb, weil sich die zuständigen Militärs über Modell, Kaliber usw. jahrelang nicht einigen konnten. Die Munitionsausrüstung, etwa 600 Schuß pro Geschütz, war nicht ausreichend. Schon in den ersten Wochen trat ein empfindlicher Munitionsmangel ein. Die 4 Wochen zwischen Sarajewo und der Kriegserklärung wurden für die Umstellung der Fabriken nicht ausgenützt, da weder der Kriegsminister noch der Generalstab diesbezüglich vorgesorgt hatten.

Mit Recht kann man der Organisation vorwerfen, daß sie die Menschenreserven der Monarchie nicht zweckmäßig ausgenützt hat. Aus ihren 52 Millionen Einwohnern stellte sie nur 48 ½ Divisionen auf, wogegen das nur 4 Millionen starke Serbien mit 12 Divisionen ins Feld zog. Das österreichisch-ungarische Heer hatte Divisionen in variabler Stärke zu 10 bis 15, sogar zu 18 Bataillonen. Die Zahl ihrer Batterien schwankte zwischen 6 und 9. Die Führung eines solch bunt zusammengesetzten Heeres war nicht leicht. Aus den vorhandenen Bataillonen und Batterien hätte man statt 48 Divisionen deren 56 bis 57, einheitlich zu 12 Bataillonen und 7 Batterien, bilden können. Die größere Zahl von Divisionen hätte der Führung mehr Kombinationsmöglichkeiten geboten, und es hätte sich leichter operieren lassen.

Aus den Reservisten unter dem 32. Lebensjahr, die der Auszug nicht benötigte, die in die Marschbrigaden ohne aktive Führungskader, Artillerie und Versorgungstruppen eingeteilt wurden, hätte man noch zusätzlich 12 bis 14 manövrierfähige Reservedivisionen mit Artillerie und Versorgungstruppen bilden müssen. Die in den Trains der Infanteriedivisionen mitgeschleppten Reservegeschütze hätten hier eine bessere Verwendung gefunden.

Der Einsatz der in sich nicht gefestigten Marschbrigaden zu 6—8 Bataillonen mit Maschinengewehren, dafür ohne Artillerie und Versorgungstruppen, sowie der Landsturmbrigaden zu 9 bis 12 Bataillonen ohne Maschinengewehre, dafür aber mit einer Batterie, mit Mannschaften zwischen dem 32. und dem 42. Lebensjahr, oft in Brennpunkte der Schlachten hineingeworfen, war nur durch die entstandenen Zwangslagen zu rechtfertigen gewesen. Diese feuerschwachen Verbände wurden bedauerlicherweise zum «Kanonenfutter» und steigerten nur die Verluste.

Mit den so gebildeten etwa 70 feuerkräftigen Infanteriedivisionen (statt 48 ½) hätte die Monarchie den Zweifrontenkrieg 1914 voraussichtlich mit besten Chancen erfolgreich durchgekämpft. Die Schlachten in Serbien und bei Lemberg hätten wahrscheinlich siegreich bestanden werden können.

Die hier konkret umrissenen Maßnahmen hätten ohne großen Aufwand, lediglich gestützt auf das vorhandene Material und die ausgebildeten Reservisten, durchgeführt werden können. Es ist eine der ersten und wichtigsten militärischen und politischen Forderungen, jeden Krieg mit absoluter Kraftüberlegenheit und so stark als nur möglich und mit einem eklatanten Erfolg zu beginnen. Anfangserfolge sind notwendig, einerseits um die Moral und die Stimmung der Front und der Heimat zu heben, anderseits zur Gewinnung von neuen Verbündeten.

Die Ausbildung des österreichisch-ungarischen Heeres war alles andere als kriegsmäßig. Die meiste Zeit wurde dem formellen Exerzieren gewidmet. Die Erfahrungen des russisch-japanischen Krieges waren nicht genügend ausgewertet worden. Der Angriff um jeden Preis beherrschte die Führung. Die abstoßende Kraft der modernen Feuerwaffen, die Stärke und Bedeutung des technisch eingerichteten Gefechtsfeldes waren nicht richtig eingeschätzt. Übungen mit dem Gegenstande der Verteidigung, des hinhaltenden Gefechtes oder gar des Rückzuges waren verfemt. Eine Zusammenarbeit zwischen Infanterie und Artillerie zeitlich und räumlich bestand praktisch nicht. Die Infanterie stürmte los, ohne die Feuerwirkung abzuwarten; sie verstand auch nicht, sich richtig einzugraben. Die Kavallerie in ihren bunten Uniformen wie im 18. Jahrhundert attackierte mit dem Säbel russische

feldmäßig mit Stacheldraht befestigte und mit Maschinengewehren besetzte Stellungen. Die Artillerie kämpfte oft aus offenen Feuerstellungen, und ihre Schießgewandtheit ließ viel zu wünschen übrig. Alle diese Umstände wirkten sich um so kritischer aus, als die Russen aus ihrem japanischen Krieg 1904/05 und die Serben aus den Balkankriegen 1912/13 über reiche Kriegserfahrungen verfügten.

Abschließend möchte ich noch zur Frage, ob der Krieg 1914 vermeidbar war, Stellung nehmen.

Die Monarchie brauchte den Krieg nicht. Sie brauchte Frieden, um ihre inneren Probleme planmäßig zu lösen und Reformen einzuführen. Dringend war die Frage der Nationalitäten, in Ungarn war eine Bodenreform eben eingeleitet worden (Darányi), die Wahlrechtsreform wartete auf ihre Lösung und anderes mehr. In Wien und Budapest reiften großzügige Reformpläne heran, die geeignet schienen, den Fortbestand und die Weiterentwicklung der Donaumonarchie zu sichern.

In der Monarchie herrschte Ordnung und Ruhe, die sich ergebenden Krawalle und Exzesse, seien diese von sozialen oder von nationalistischen Gedanken getrieben gewesen, griffen nicht stärker um sich als in anderen europäischen Staaten. Die Berichte der Auslandsdiplomaten aus Wien, wonach die Monarchie im Kriegsfalle nicht imstande sein würde zu mobilisieren, weil es unter den Nationalitäten zu Revolutionen käme, haben sich nicht bewahrheitet. Im Gegenteil, die Reservisten aller Nationalitäten rückten begeistert zu den Fahnen ein und kämpften 4 Jahre lang schwer und zäh für ihr gemeinsames Vaterland bis zum bitteren Ende[3].

Zum Attentat von Sarajewo hätte es nicht kommen müssen. Der serbische Gesandte in Wien hatte den Ballhausplatz in den ersten Junitagen auf die Möglichkeit von Anschlägen turbulenter serbischer Elemente aufmerksam gemacht. Es war daher unklug, einerseits den Thronfolger nach Sarajewo zu schicken, anderseits in der Nähe der serbischen Grenze unter seiner Leitung mit starken Kräften gerade dann Manöver abzuhalten, als die Serben am 28. Juni den Vidovdan, die Wiedervereinigung mit Altserbien nach Abschluß des Balkankrieges 1912/13, und damit ihren Sieg zum erstenmal feierten.

Dennoch stand Europa unter dem Eindruck von Sarajewo mit seiner ungeteilten Sympathie auf der Seite der Monarchie. Nach Ablehnung der serbischen Antwortnote durch Wien am 25. Juli wendete sich aber die europäische öffentliche Meinung gegen die Monarchie. Die serbische Antwort wurde nämlich in den meisten europäischen Hauptstädten als annehmbar gewertet. Sie hätte als Grundlage für weitere Verhandlungen – die ja Wien eingeleitet hatte – dienen können. Kaiser Wilhelm II. soll die serbische Antwortnote am 28. Juli mit dem Vermerk versehen haben: «Das ist mehr, als man erwarten konnte. Großer moralischer Erfolg für Wien, damit fällt jeder Kriegsgrund fort.»

Wenn schon das österreichisch-ungarische Außenministerium die Beurteilung der serbischen Antwort und damit die Entscheidung über Krieg und Frieden seinem Gesandten in Belgrad übertrug, was als ein Fall ohne Präzedenz in der diplomatischen Geschichte dasteht und milde ausgedrückt als unverantwortlich bezeichnet werden kann, so muß die dilatorische Behandlung des von Berlin stark unterstützten und zur Annahme empfohlenen englischen Vermittlungsvorschlages Sir Edward Greys am 30. Juli seitens des österreichisch-ungarischen Außenministeriums als ein sehr grober und verhängnisvoller Fehler betrachtet werden.

Der Außenminister, der gemeinsame Ministerrat – mit Ausnahme des ungarischen Ministerpräsidenten Graf Tisza – wie auch selbst der Monarch hofften, es mit Serbien allein zu tun zu haben und daß Serbien allein bleiben, folglich zum Nachgeben gezwungen werde. Man hat in Wien mit den äußersten Folgen der politischen Entwicklung nicht gerechnet. Denselben Fehler beging auch die deutsche Politik; man kalkulierte das äußerste Risiko nicht ein. Nur so läßt es sich erklären, daß Berlin die Regelung des Konfliktes zwischen Wien und Belgrad vorerst sorglos der Monarchie überließ, dann mit steigender Nervosität in die Entwicklung eingriff und sie schließlich aufzuhalten versuchte, als sie offensichtlich einem allgemeinen europäischen Kriege entgegenzutreiben begann.

Der Thronfolger Franz Ferdinand fiel dem Attentat von Sarajewo zum Opfer und riß die Monarchie mit sich ins Grab. In Sarajewo erblickten der Chef des Generalstabes und der Außenminister den besten Anlaß für den vom Generalstab schon länger geplanten, vom Thronfolger aber konsequent abgelehnten Präventivkrieg auf dem Balkan. Dem 84 Jahre alten Monarchen stand begreiflicherweise der Gedanke eines Krieges fern, wie er solche Vorschläge wiederholt, zuletzt 1913, auch abgelehnt hat. Es mag in seinem folgenschwersten Entschluß seine dynastische Prestigepolitik auch eine Rolle mitgespielt haben. Der Widerstand des greisen Monarchen war durch bisher nie ganz geklärte und offensichtlich falsch ausgelegte Nachrichten über serbische Grenzverletzungen und begonnene Feindseligkeiten am 28. Juli überwunden worden.

Die Niederlagen in Serbien und in Galizien waren die Konsequenzen einer Reihe von Verstößen der militärischen und politischen Führung gegen die Prinzipien der Kriegführung und der Politik. Die politische und die militärische Führung waren in der Monarchie nicht aufeinander abgestimmt. Es fehlte hiezu die ausgleichende und zusammenfassende Hand. So war es möglich, daß die Politik den Russen für ihre Kriegsvorbereitungen Zeit ließ. Der Operationsplan des österreichisch-ungarischen Generalstabes entsprach der politischen Lage von 1914 nicht.

Die Grundlagen der österreichisch-ungarischen Monarchie waren gut und gesund, sonst hätte sie nicht 4 Jahre lang einen erfolgreichen Abwehrkampf führen können. Ihre braven Völker und ihre schöne, traditionsreiche Armee hätten aber eine bessere politische und militärische Führung verdient.

«Die Geschichte lehrt uns», sagt Ranke, «daß das Schicksal der Völker eine Reihe von versäumten Gelegenheiten ist.»

Der erste Weltkrieg ist 1914 ausgebrochen, weil der österreichisch-ungarische Außenminister und der Chef des Generalstabes glaubten, den Konflikt auf Wien und Belgrad beschränken zu können. Im Jahre 1939 glaubte Hitler auch, daß der Krieg auf Berlin und Warschau lokalisiert bleibe. Auch er hat geirrt. Hoffentlich lernen die Staatsmänner und Generäle aus der Geschichte und den begangenen Fehlern der Jahre 1914 und 1939 und beherzigen den Spruch: «Historia est magister vitae.»

Literatur

Feldmarschall von Conrad, «Aus meiner Dienstzeit», Band IV. General der Infanterie Auffenberg, «Höhe und Untergang». General der Infanterie Krauß, «Die Ursachen unserer Niederlage». Österreichisches Kriegsarchiv, «Österreich-Ungarns letzter Krieg 1914 bis 1918». Generaloberst Baron Arz, «Zur Geschichte des Großen Krieges 1914 bis 1918». Bruno Brehm, «Die Throne stürzen». Hantsch, «Leopold Graf Berchtold – Grandseigneur und Staatsmann». Patera, «Unter Österreichs Fahnen».

Verwertet wurden die Aufzeichnungen des in der Operationsabteilung des Armeeoberkommandos eingeteilten Majors i. Gst. (später Generalmajor) Andreas von Bálványi.

[3] In den deutsch-österreichichen Landen entfielen auf 1000 Bewohner 29, in magyarischen Gegenden 28, in Kroatien 20 gefallene Helden. Einzelne rein tschechische Gebiete verzeichneten bis an 22 Kriegstote. Die siebenbürgischen Rumänen hatten 23 Kriegstote, welche Zahl im Görzischen auf 15, bei den Istrianern auf 6 herabsinkt (Österreichisches Kriegsarchiv).